

Schiller und Cervantes

Werner Altmann

Editor del „Hispanorama“, Augsburg

Die beiden „Klassiker“ haben mehr gemeinsam als die Tatsache, dass in diesem Jahr jeweils in besonderer Form an sie gedacht wird: an den Spanier, weil er vor vierhundert Jahren den ersten Teil seines „Don Quijote“ veröffentlicht hat, an den Deutschen, weil er vor zweihundert Jahren in Weimar gestorben ist.

Eine innere Unruhe und Rastlosigkeit, begleitet von materieller Not, kennzeichnen ihr beider Leben bis zum Schluss. Cervantes führt in der Jugend eine unstete Soldatenexistenz, die ihn jahrelang auf dem Mittelmeer zwischen Italien und Nordafrika umhertreibt und die ihn früh zum Krüppel macht – in der Seeschlacht von Lepanto verliert er seinen linken Arm. Als „Sklave“ ins muslimische Algier verschleppt, verbringt er fünf Jahre in Gefangenschaft – alle riskanten Fluchtversuche in dieser Zeit scheitern. Als königlicher Kommissar und Steuereintreiber in Andalusien erlebt er entbehrungsreiche Wanderjahre und landet noch zweimal im Gefängnis. Schiller entflieht dem Internat des württembergischen Herzogs, in das sein Vater ihn mit 13 Jahren gesteckt hat und in dem nur Zwang und Drill herrschen, er verbringt Jahre seines Lebens in Häusern von Freunden, die ihn beherbergen und durchfüttern und lebt von gnädig gewährten Stipendien wohlgesinnter Gönner, die ihn materiell über Wasser halten. Er reist kreuz und quer durch Deutschland und erkrankt früh an Tuberkulose. Erst am Ende ihres Lebens kehrt eine gewisse Ruhe in ihr Dasein ein.

Es ist daher kein Wunder, dass sich ihr ganzes literarisches Schaffen um den Begriff der Freiheit dreht. Einer Welt, in der Monarchen absolute Gewalt besitzen und über das Leben ihrer Untertanen nach Gutdünken schalten und walten können und in der religiöse Intoleranz und gesellschaftliche Ungleichheit herrschen, die der Entfaltung des Einzelnen strenge Grenzen setzen, stellen sie die Idee einer menschlichen Ordnung gegenüber, die immer relativ und veränderbar ist und die den Menschen ins Zentrum aller Bemühungen stellt. Sie sind beide trotz widrigster Umstände und schlechter Erfahrungen Menschenfreunde gewesen und geblieben. Cervantes hat die Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur nie

geleugnet, sondern sie auf humorvolle Weise gegen fanatischen Glaubenseifer, staatliche Unterdrückung und individuelle Ausgrenzung in Schutz genommen. Schillers aufklärerisches Menschenbild hat durch die Exzesse der Französischen Revolution zwar schwer gelitten, an der grundsätzlichen Möglichkeit einer Bildung und Vervollkommnung des Menschen hat er aber trotzdem festgehalten.

Sie verbindet darüberhinaus auch ein tiefes und lebenslanges Bedürfnis nach Freundschaft. In männlicher Umgebung fühlen sie sich wohl, mit Männern kommunizieren sie, innige Männerbeziehungen prägen einen Großteil ihres literarischen Werkes. Mit Frauen können sie wenig anfangen, ihre Ehen sind keine Liebesheiraten, eher Zweckbündnisse, weibliche Figuren in ihren Romanen und Dramen sind unbegehrt und unerreichbar oder bloße Trägerinnen abstrakter Ideale. „Weibergeschichten“, wie sie ihre Freunde und Zeitgenossen Lope de Vega oder Goethe gekannt haben, kommen in ihrem Leben nicht vor. Sie leiden beide an ihren homoerotischen Neigungen, die sie nicht offenbaren können, und sie deshalb in ihren Roman- und Dramenfiguren sublimieren. Die Beziehung zwischen Don Quijote und Sancho Pansa gehört ebenso wie die zwischen Don Carlos und dem Marquis von Posa zu den schönsten Liebesgeschichten der Weltliteratur.

Schiller kennt die „klassischen“ Werke des spanischen „Siglo de Oro“, sie finden jedoch wenig Niederschlag in seinem Werk. Als einziger Text steht ihm der „Don Quijote“ nahe. Er hat ihn vermutlich schon Ende der 70er / Anfang der 80er Jahre gelesen, sich ein Exemplar des Romans aber nachweislich im Juli 1794 in der Bertuchschen Übersetzung vom Verleger Cotta schicken lassen. Schiller geht in seiner großen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ aus dem Jahr 1796 auf Cervantes und den „Don Quijote“ ein („Welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quijote aus“) und stellt ihn höher als dessen Zeitgenossen Lope de Vega, der ihn, Schiller, nur mit „Trivialitäten“ quäle. Er sieht in Cervantes den „sentimentalischen“ Dichter par excellence, im Don Quijote den edlen Idealisten und in Sancho Pansa den realistischen Vertreter der prosaischen Wirklichkeit. Damit legt er den Grundstein für die Cervantes-Interpretation der deutschen Romantiker. Als Ludwig Tieck, der zur gleichen Zeit an einer eigenen Übersetzung des „Don Quijote“ arbeitet, sich im Sommer 1799 bei Schiller vorstellt, schreibt dieser anschließend in einem Brief an Goethe: „Ich hab´ ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, die spanische Literatur sehr empfohlen, die ihm

einen geistreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei seiner eigenen Neigung zum Phantastischen und Romantischen, zuzusagen scheint.“

Trotz dieser mehrfach in Briefen und theoretischen Abhandlungen geäußerten Hochschätzung des spanischen Dichters und seines wichtigsten Romanes übernimmt Schiller aber nur einmal eine direkte Anleihe. Es ist die Figur des Roque Guinart, die im Räuberhauptmann Karl Moor wieder auflebt. Darauf hat Schiller in seiner Selbstrezension der „Räuber“ hingewiesen:

„Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder. Nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes“ und er fügt in einer Fußnote hinzu: „Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote“. Worin besteht ihre Gemeinsamkeit? Sie sind beide „Edelräuber“, die die Rachsucht zu Empörern gemacht hat, obgleich sie von Natur aus mitleidig und gutmütig sind. Sie haben kühne und schwärmerische Ideale und kämpfen für eine bessere und gerechtere Weltordnung. Und sie sind uneigennützig. Als Roques Bande von einem Streifzug zurückkehrt, bringen sie zwei Edelleute zu Pferd, zwei Frauen in einer Kutsche, zwei Pilger zu Fuß und diverse Diener und Maultiertreiber als Gefangene mit. Alle hoffen auf reiche Beute. Doch Roque nimmt den Edelleuten nur ein Fünftel ihres mitgeführten Geldes, den beiden Damen sogar nur ein Siebentel ihres Besitzes weg und gibt davon auch noch den beiden Pilgern und einem Schildknapen einen Teil ab, da sie die ärmsten sind. Er selbst nimmt sich keinen Pfennig. Dies ist das dasselbe Verhalten, das Razmann an Karl Moor feststellt: „Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir – nach dem Geld schien er nicht mehr zu fragen, sobald ers vollauf haben konnte, und selbst sein Drittel an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verschenkt er an Waysenkinder oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung studieren.“

Don Quijotes Ideale wandeln sich im Laufe des Romans zu realistischen Einsichten in die Gebrechlichkeit der Welt. Schillers jugendlicher Karl Moor (und nicht nur er) geht an der dialektischen Spannung seines Freiheitsbegriffes zu Grunde. Einsichten, die auch im Gedenkjahr 2005 nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben.